

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Harold Robbins**  
**Die Traumfabrik**  
Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

## Montag

Am Rockefeller-Platz stieg ich aus dem Taxi. Selbst für März war es ein windiger Tag, und mein Mantel schlug mir um die Hosenbeine. Ich gab dem Chauffeur einen Dollar und ließ ihn den Rest behalten.

Als das Taxi weggefahren war, atmete ich noch ein paar Minuten die frische, reine Luft ein, ehe ich in das Gebäude trat. Es war noch früh am Tag, und von der Bushaltestelle an der Ecke kam noch nicht der übliche Benzingeruch. Ich fühlte mich wohl, vielleicht besser als seit langem.

Dann ging ich hinein, kaufte mir an meinem Kiosk die »Times« und ging in die Arkaden hinunter zum Friseur.

De Zemmler ist unter den Friseuren, was Tiffany unter den Juwelieren. Die Tür öffnete sich gleichsam magisch, als ich näher kam. Ein kleiner, stämmiger Italiener, in dessen schwärzlichem Gesicht große, weiße Zähne aufblitzten, hielt sie mir auf. »Guten Morgen, Mr. Edge«, sagte er, »heute sind Sie aber früh dran.«

Automatisch blickte ich auf die Uhr gegenüber: es war zehn. »Ja, Joe«, sagte ich, während er mir den Mantel abnahm. »Ist Rocco schon da?«

»Sicher, Mr. Edge«, grinste er, »er zieht sich gerade um. In einer Minute wird er hier sein.«

In diesem Moment kam Rocco auch schon aus dem Hinterzimmer. Anscheinend machte Joe ihm hinter meinem Rücken ein Zeichen, denn Rocco sah mich an und lächelte.

»Rocco ist fertig, Mr. Edge«, sagte Joe. Dann rief er ihm zu: »In Ordnung, Nummer sieben.«

Ich nahm meine Zeitung auf und ging zu dem Stuhl, bei dem Rocco stand. Er legte mir ein Tuch um, stopfte Seidenpapier in meinen Kragen. »Noch früh heute, Johnny«, begann er das Gespräch.

Beim Ton seiner Stimme mußte ich lächeln. »Hm«, machte ich.

»Großer Tag für dich, Johnny«, sagte er, »konntest wohl nicht schlafen?«

»Stimmt!«

Er ging zum Waschbecken vor dem Stuhl, um sich die Hände zu waschen. Über seine Schulter nach mir blickend, sagte er:

hatten es sich nicht verkneifen können zu schreiben, daß ich von der berühmten Schauspielerin Dulcie Warren geschieden war.

Rocco sah mir über die Schulter in die Zeitung. »Na, willst du Zeitungsausschnitte sammeln, jetzt, wo du ein großer Mann geworden bist, Johnny?«

Das war immerhin ein Stich. Es war, als ob er einen Augenblick lang meine Gedanken gelesen hätte. Ich gab mir Mühe, nicht gekränkt zu sein, und brachte ein schwaches Grinsen zustande. »Sei nicht albern, Rock«, sagte ich, »ich bin immer noch derselbe, ich hab' nur einen andern Job. Sonst ändert sich für mich nichts.«

»Nein?« grunzte Rocco. »Hättest dich nur mal sehen sollen, wie du vorhin reinkamst. Wie Rockefeller persönlich.«

Nun war ich doch gekränkt. Ich hob eine Hand und sah sie an. »Ruf die Maniküre«, sagte ich.

Das Mädchen hörte es und kam sofort herüber. Sie nahm meine Hand, während Rocco den Stuhl nach hinten schraubte und mein Gesicht einseifte. Die Zeitung konnte ich nun nicht mehr lesen und ließ sie auf den Boden fallen.

Ich bekam alles: Rasieren, Schampunieren, Höhensonne. Als ich aufstand, kam Joe mit meinem Schlips angestürmt, den ich vor dem Spiegel band und zur Abwechslung gleich richtig hinkriegte, so daß ich ihn nicht noch mal zu binden brauchte wie sonst. Ich drehte mich zu Rocco, zog aus der Tasche einen Fünf-Dollar-Schein und gab ihm den.

Er stopfte ihn achtlos in seine Brusttasche, so, als ob er mir einen Gefallen täte, daß er ihn annahm. Dann fragte er: »Schon was von dem alten Mann gehört? Was ist seine Meinung?«

»Nichts«, sagte ich, »ist mir auch egal. Ich scher' mich nicht um ihn oder um seine Meinung.«

Rocco schüttelte sachte den Kopf. »So solltest du nicht reden, Johnny. Er ist schon in Ordnung, wenn er dir auch ein bißchen zugesetzt hat. Er hat dich immer gern gehabt, beinahe so wie seinen eigenen Sohn.«

»Aber er hat mir ganz hübsch zugesetzt, nicht?« fragte ich angriffslustig.

»Wenschon. Er ist ein alter Mann. Er war nur müde und verzweifelt, und er wußte, daß er sein Pulver verschossen hatte.« Er schwieg eine Sekunde, um mir eine Zigarette anzuzünden. Sein Gesicht war dicht vor meinem, als er weiter sprach: »Er wurde ein bißchen verrückt und ließ es an dir aus. Na und, Johnny? Du kannst die dreißig Jahre vorher doch nicht auslöschen. Du kannst nicht so tun, als wären sie nie gewesen.«

Ich wollte etwas sagen, schwieg aber dann doch. Statt dessen ging ich zur Tür, zog meine Jacke an, nahm den Mantel über den Arm und ging hinaus.

Die Touristen waren schon im Gebäude. Eine ganze Reihe von ihnen stand Schlange und wartete auf den Führer, der ihnen alles zeigen sollte. Diese Sorte änderte sich nie. Sie hatten genau denselben Gesichtsausdruck wie die vor dreißig Jahren auf dem Rummelplatz: eifrig, erwartungsvoll, mit offenem Mund, als ob sie so mehr sehen könnten. Ich ging an ihnen vorbei zur Rolltreppe und fuhr hinauf zum Hauptstock, von da zur zweiten Fahrstuhlwand, von wo aus die Fahrstühle direkt zum dreißigsten Stockwerk durchfuhren. Der Fahrstuhlführer sah mich an, als ich in den Fahrstuhl kam, und drückte auf Knopf Nr. 32, ohne daß ich was gesagt hatte.

»Guten Morgen, Mr. Edge.«

»Guten Morgen.«

Die Tür schloß sich, und dann kam jenes leichte Gefühl der Übelkeit, als der Fahrstuhl mit zunehmender Geschwindigkeit aufwärts schoß. Die Tür ging auf, und ich trat hinaus.

Das Mädchen am Anmeldepult lächelte, als ich vorbeiging.

»Guten Morgen, Mr. Edge.«

»Guten Morgen, Mona«, sagte ich, bog in den Korridor ein und ging zu meinem neuen Büro. Früher war es seines gewesen, aber jetzt stand in Goldbuchstaben mein Name an der Tür: »Mr. Edge.« Es sah komisch aus. Ich schaute mir die Buchstaben genau an, ob darunter vielleicht noch Spuren von seinem

Namen zu erkennen wären, aber nein. Sie hatten gründliche Arbeit gemacht, und es hatte nicht mal lange gedauert. Selbst wenn so ein Name tausend Jahre an der Tür steht, ein paar Minuten genügen, ihn wegzunehmen.

Ich streckte meine Hand aus, um die Türklinke herunterzudrücken, hielt aber plötzlich inne. Das war alles nur ein Traum, es war nicht mein Name da an der Tür, es war seiner. Ich sah mir den Namen noch einmal genau an.

»Mr. Edge« stand da in Goldbuchstaben.

Ich schüttelte den Kopf. Rocco hatte recht, man kann dreißig Jahre nicht einfach auslöschen.

Ich machte die Tür auf und trat ein. Es war das Büro meiner Sekretärin, meins war durch die nächste Tür zu erreichen.

Jane legte gerade den Hörer auf, als ich hereinkam. Sie stand auf, nahm meinen Mantel, hängte ihn in einen schmalen Wandschrank und sagte: »Guten Morgen, Mr. Edge«, und das alles in einem Zug.

»Guten Morgen, Miß Andersen«, gab ich lächelnd zurück, »na, wir sind aber formell heute morgen!«

Jane lachte. »Himmel, Johnny, schließlich bist du jetzt der Boß, und jemand muß mit gutem Beispiel vorangehen.«

»Laß es jemand anders tun, Janey«, sagte ich zu ihr, während ich in mein Zimmer ging.

An der Tür hielt ich einen Moment inne, um mich ein bißchen zu gewöhnen. Ich sah es zum erstenmal, seit es neu ausgestattet worden war. Bis Freitag abend war ich im Atelier gewesen, Sonntag nacht nach New York geflogen, und jetzt war erst Montag morgen.

Jane war mir nachgekommen. »Gefällt es dir?« fragte sie.

»O ja!« Wem würde wohl ein Büro nicht gefallen, das aussah, als wäre es aus gesponnenem Gold gemacht? Es war ein Eckzimmer, hatte zehn Fenster, fünf an jeder Seite. Die inneren Wände waren mit Holzimitation getäfelt. Die Hauptwand nahm eine direkt auf die Mauer aufgezugene Luftaufnahme der Studios ein, die Schmalseite ein elektrischer Kamin mit allem

Drum und Dran: Kaminbock, Rost, Kaminsessel. Überall im Zimmer standen außerdem tiefrote Ledersessel, mein Schreibtisch aus Mahagoni war auf Hochglanz poliert und mit dazu passendem Leder bezogen. In der Mitte der Lederplatte leuchteten in kontrastierender Farbe reliefartig meine Initialen. Der Raum war groß genug, um einen Ball oder eine Gesellschaft drin zu geben, und auch dann hätte man immer noch eine stille Ecke für sich gehabt.

»Gefällt es dir, Johnny?« fragte Jane wieder.

Ich nickte. »Bestimmt«, ging zum Schreibtisch und setzte mich.

»Du hast noch nicht alles gesehen.« Sie trat zum Kamin und drückte auf einen Knopf in der Wand.

Der Kamin drehte sich, und eine Bar kam zum Vorschein. Ich pfiff leise.

»Schick, was?« fragte sie stolz.

»Ich bin sprachlos.«

»Das ist noch nicht alles.« Sie drückte wieder auf den Knopf, und der Kamin kam zurück. Dann ging sie ein paar Schritte weiter und drückte auf einen andern Knopf. Ein Teil der Wand wich zurück, und man sah ein spiegelblankes, gekacheltes Badezimmer. »Wie gefällt dir das?« fragte sie.

Ich stand auf und umarmte sie. »Janey, du hast mich zum glücklichsten Menschen der Welt gemacht. Woher wußtest du, daß ich mir immer einen privaten Waschraum gewünscht habe?«

Sie lachte ein wenig verlegen. »Ich bin froh, daß es dir gefällt, Johnny. Ich war ein bißchen nervös deswegen.«

Nun steckte ich meinen Kopf ins Badezimmer; es war alles da, sogar eine Duschecke. Ich wandte mich ihr wieder zu. »Brauchst nicht mehr nervös zu sein, Kind. Papa ist zufrieden.«

Aber so schnell konnte ich mich doch nicht an das Neue gewöhnen. Als es noch Peters Büro war, war es wie er: einfach und altmodisch. Man sagt: das Büro eines Mannes sieht so aus, wie seine Sekretärin denkt, daß er ist. Ich begann mir Gedan-

ken zu machen: Hielt Janey mich wirklich für einen so tollen Kerl?

Das Telefon in Janes Zimmer läutete, sie lief hinaus und schloß die Tür hinter sich. In diesem Augenblick begann ich mich einsam zu fühlen, so einsam, daß es geradezu lächerlich war.

In den alten Zeiten, als Peters Assistent, war mein Büro um diese Stunde immer voller Leute. Wir redeten, die Luft war blau von Rauch, und wir fühlten uns wohl. Sie pflegten mir ihre Ideen zu erzählen, über Filme, über den Verleih, über Reklame. Wir zankten uns, kritisierten uns gegenseitig, argumentierten; aber alles basierte auf selbstverständlicher Kameradschaft, die es nun nie wieder geben würde – das wußte ich.

Was hatte Peter doch einmal gesagt? »Wenn du Boß bist, Johnny, bist du auf dich allein gestellt. Du hast keine Freunde mehr, nur noch Gegner. Wenn Leute nett zu dir sind, fragst du dich, warum und was sie wohl von dir wollen. Du hörst ihnen zu und versuchst, es ihnen gemütlich zu machen, aber es geht nicht mehr. Sie vergessen niemals, daß du der Boß bist und daß du ihr Leben dauernd ändern kannst. Es ist eine verdammt einsame Angelegenheit, Boß zu sein, Johnny.«

Damals hatte ich darüber gelacht, aber jetzt begann ich zu verstehen, was er meinte. Ich versuchte, meine Gedanken davon loszureißen, und wandte meine Aufmerksamkeit dem dicken Stapel Post zu. Schließlich war ich nicht drauf aus gewesen, den Posten zu bekommen. Ich griff nach dem ersten Brief, hielt aber plötzlich inne. Oder war ich es doch? Der Gedanke zuckte durch mein Gehirn, war wieder verschwunden, und ich las den Brief. Es waren Glückwünsche, genauso wie die übrige Post, auch die Telegramme. Jeder aus der Filmindustrie wünschte mir Glück und war bereit, mit mir zu arbeiten, die Großen wie die Kleinen. Das ging immer so in unserem Geschäft; beliebt oder unbeliebt, wenn irgend etwas passierte, schickte jeder ein paar Zeilen. Man galt gleichsam als Glied einer großen Familie,

wo jeder aufpaßte, ob der andere erfolgreich oder ein Versager war. An seinem Poststapel konnte man immer ablesen, was die Leute von einem hielten.

Ich war mit den Briefen beinahe fertig, als Jane mit einem großen Blumenstrauß in mein Büro kam.

Ich sah auf. »Wer hat *die* denn geschickt?«

Sie stellte sie in eine Vase auf den Clubtisch und warf ohne ein Wort einen kleinen weißen Umschlag auf meinen Schreibtisch.

Noch ehe ich das Monogramm »D. W.« auf dem Umschlag sah, wußte ich aus der Art, wie Jane sich benahm, von wem sie waren. Ich öffnete den Umschlag und zog eine kleine Karte heraus, auf der in einer vertrauten, zierlichen Handschrift gekritzelt stand:

»Nichts ist so erfolgreich wie Erfolg, Johnny. Es sieht so aus, als ob ich falsch gesetzt habe.« Unterschrift: Dulcie.

Ich warf das Ding in den Papierkorb und steckte mir eine Zigarette an. Dulcie war eine Hure. Aber ich hatte sie geheiratet, weil sie mir damals wundervoll erschien, weil sie schön war und weil sie eine Art hatte, einen anzusehen, daß man sich wie der prächtigste Kerl auf der Erde vorkam. Es zeigt, wie man zum Narren gehalten werden kann. Als ich herausbekam, wie sehr, wurden wir geschieden.

»Hat jemand für mich angerufen, Jane?«

Ihr Gesicht war besorgt gewesen, während ich den Brief las. Jetzt hellte es sich auf. »Ja«, sagte sie, »kurz ehe du kamst, George Pappas. Du sollst ihn anrufen, wenn du Zeit hast.«

»Gut, verbinde mich mit ihm.«

Sie ging hinaus. George Pappas, der Präsident der Borden-Filmgesellschaft, war in Ordnung, und wir kannten uns seit langem. Er war der Mann, der Peters kleines Fünf-Cent-Kino gekauft hatte, als Peter sich entschlossen hatte, zur Filmproduktion überzugehen.

Mein Telefon summte. Ich nahm den Hörer ab. Janes Stimme sagte: »Mr. Pappas für dich.« – »Stell ihn durch.« Ein

Knacken, dann Georges Stimme: »Hallo, Johnny?« Er sprach das »J« weich und verschwommen aus.

»George, wie zum Teufel geht es dir?«

»Gut, Johnny. Und dir?«

»Kann mich nicht beklagen.«

»Wie wär's, wenn wir zusammen lunchten?«

»Ich fürchtete schon, ich müßte allein essen«, sagte ich.

»Wo wollen wir uns treffen?«

Ich hatte eine Idee. »George, komm rüber. Ich möchte dir mein Büro zeigen.«

»Na, es ist wohl hübsch, Johnny?« sagte er lachend.

»Hübsch ist gar kein Ausdruck. Es ist wie der Empfangsraum eines teuren französischen Bordells. Also, komm rüber und sag mir, was du davon hältst.«

»Um eins bin ich da, Johnny.«

Wir legten auf.

Ich rief Jane und trug ihr auf, alle Abteilungsleiter zu mir zu bitten. Es war Zeit, daß sie was von mir hörten. Außerdem: wozu ist man Chef, wenn man niemanden hat, für den man's ist?

Die Konferenz dauerte fast bis ein Uhr. Das Übliche; sie waren voller Glückwünsche und Bereitwilligkeit. Ich sagte ihnen, daß die Firma mies dran sei und daß wir ernsthaft arbeiten müßten, wenn wir nicht alle plötzlich ohne Job dastehen wollten. Während ich so redete, kam ich mir etwas komisch vor. Ein solcher Sermon schien ganz fehl am Platz in einem Büro, dessen Neueinrichtung fünfzehn Tausender gekostet hatte, aber augenscheinlich dachte sonst niemand so. Sie waren alle beeindruckt. Zum Schluß der Konferenz sagte ich, noch vor Ende der Woche wünschte ich aus jeder Abteilung eine Aufstellung darüber, wen und was wir einsparen könnten. Wir müßten alle unnötigen Ausgaben vermeiden, wenn wir diese Wirtschaftskrise überdauern wollten. Dann fügte ich hinzu, sie sollten jetzt lunchen gehen, und während sie einer nach dem anderen hinausgingen, sah ich den Gesichtern an, daß keiner von ihnen imstande sein würde zu essen.

Als die Tür sich hinter dem letzten geschlossen hatte, ging ich zu der Wand mit der Bar, fand aber den Knopf nicht. Ich öffnete Janeys Tür.

»Ich kann diese verdammten Knöpfe nicht finden.«

Sie sah einen Augenblick bestürzt aus, stand dann auf. »Ich werd' sie dir zeigen.«

Ich ging ihr nach und sah zu, wie sie auf den Knopf für die Bar drückte. Ich sagte ihr, sie solle mir was zu trinken mischen, während ich mich waschen ginge. Automatisch wollte ich zur Tür nach außen, aber sie hielt mich an.

»Privat!« sagte sie und drückte auf einen anderen Knopf. Die Tür zum Badezimmer glitt auf. Als ich zurückkam, fand ich George im Büro, einen Cocktail vor sich. Wir schüttelten uns die Hände. »Na, George, was hältst du davon?«

Er lächelte sachte, trank seinen Cocktail aus, stellte das leere Glas auf die Bar zurück und sagte: »Noch ein paar Aktfotos an die Wände, und die Sache ist in Ordnung, Johnny.«

Zum Essen gingen wir in den Englischen Grillroom. Er liegt in den Arkaden des Funkhauses, mit Blick auf den Springbrunnen. Es war noch kühl genug für die Kunsteisbahn, und George und ich schauten von unserem Fensterplatz aus ein paar Minuten den Schlittschuhläufern zu.

Der Ober kam. Ich bestellte Lammkotelett vom Grill und George einen Salat. Er müsse auf seine Diät achten, erklärte er. Wir sahen wieder eine Weile den Schlittschuhläufern zu.

Zuletzt seufzte er. »Man möchte wieder jung sein, wenn man das sieht, Johnny.«

»Mhm.«

Er sah mich genau an. »Tut mir leid, Johnny, hab' nicht dran gedacht.«

Ich lächelte. »Schon gut, George. Ich denke selbst nicht mehr oft dran – und wenn auch, du hast ja recht.«

Er gab keine Antwort, aber ich wußte, daß er an mein Bein dachte, mein rechtes Bein. Ich hatte es im Krieg verloren. Ich hatte die modernste Prothese, und jemand, der es nicht wußte,

konnte nie vermuten, daß ich nicht auf meinem eigenen Bein herum lief.

Ich erinnerte mich noch an den Zustand, in dem ich war, als Peter mich im Lazarett auf Staten Island besuchte: verbittert, mit der Welt zerfallen. Noch nicht dreißig Jahre alt und ein Bein verloren! Ich bildete mir ein, ich würde den Rest meines Lebens im Krankenhaus verbringen, aber Peter hatte gemeint: »Du hast also dein Bein verloren, Johnny. Dafür hast du ja deinen Kopf noch auf den Schultern, oder nicht? Ein Mann lebt nicht davon, daß er rumlaufen kann, sondern von dem, was er zwischen den Ohren hat. Sei kein Narr, komm zurück ins Geschäft, und bald hast du alles vergessen.«

So ging ich zurück, und Peter behielt recht. Ich vergaß es bis zu jener Nacht, in der Dulcie mich einen Krüppel nannte. Aber Dulcie war eine Hure, und mit der Zeit vergaß ich auch das.

Der Ober brachte, was wir bestellt hatten. Wir fingen an zu essen. Als wir halb fertig waren, sagte ich: »George, ich bin froh, daß du angerufen hast und mich sehen wolltest. Sonst hätte ich nämlich dich angerufen.«

»Warum?« fragte er.

»Geschäft. Du weißt, was los ist. Du weißt, daß ich Präsident geworden bin, weil Ronsen glaubt, daß ich den Karren aus dem Dreck ziehen kann.«

»Willst du es auch?«

»Nicht besonders gern. Aber du weißt ja, wie es ist. Wenn man dreißig Jahre damit verbringt, etwas aufzubauen, sieht man es nicht gern vor die Hunde gehen. Außerdem ist es ein Job.«

»Und den hast du so bitter nötig?« fragte er lächelnd.

Darüber mußte ich grinsen. Eine Stellung war genau das, was ich nicht nötig hatte. Ich war eine Viertelmillion Dollar wert. »Nicht in dem Sinn, aber ich bin zu jung, um untätig rumzusitzen.«

Er gab keine Antwort. Nachdem er seinen Salat runtergeschluckt hatte, fragte er: »Und was soll ich tun?«